



## Schwörtagsrede 2008 von

Prof. em. Dr. Hermann Bausinger  
(Universität Tübingen)

Herr Oberbürgermeister, sehr geehrte Damen und Herren,

die letztjährige Schwörtagsrede war Problemen der Wirtschaft gewidmet. Jetzt kommt nach der Wirtschaft die Kultur. Das ist eine zeitliche Abfolge, aber es ist auch eine Rangfolge. Kultur nach der Wirtschaft. Es ist nicht verwunderlich, dass diese Rangfolge so gesehen wird, denn was von der Wirtschaft ausgeht, bestimmt die existenziellen Dimensionen unseres Lebens. Und jedenfalls

versetzt die Wirtschaft auch schon auch deshalb weil sie dauerpräsent ist in den Nachrichten, und weil wir ständig die Statistiken und Tabellen lesen.

Auch wenn die Pfeile nicht immer nach oben weisen, die Wirtschaft versetzt die Kultur in eine Art Rechtfertigungszwang.

Immer wieder sind auch Versuche gemacht worden, das zu formulieren und die Gleichrangigkeit von Kultur und Wirtschaft herauszustellen. Sogar von höchster Stelle. Richard von Weizsäcker hat darauf hingewiesen, die Kultur sei nicht nur ein Sahnehäubchen. Roman Herzog hat beides zusammengefasst in der Formel Laptop und Lederhose. Und Günter Oettinger hat nachgezogen und hat formuliert: Biotechnik und Bollenhut.

Nun ist eine Lederhose kein Sahnehäubchen, aber es ist doch bezeichnend und auch etwas bedenklich, den fortschrittlichen Symbolen der Wirtschaft harmlose Folklore an die Seite zu stellen. Kultur läuft damit Gefahr, lediglich als eine Art nostalgische Wärmflasche verstanden zu werden, mit der man sich gegen die Kälte der unerbittlichen ökonomischen Gesetze ein wenig schützen kann.

Was dabei vergessen wird, ist die ökonomische Dimension des kulturellen, aber auch der enge Zusammenhang von Wirtschaft und Kultur.

Kultur als Wirtschaftsfaktor aber auch die kulturellen Implikationen des Wirtschaftlichen, die sich ja nicht darin erschöpfen, dass es Mäzenatentum gibt, auf das immer wieder – teils mit Recht und teils mit Unrecht – mit Stolz hingewiesen wird, sondern allein schon durch die Abhängigkeit der Wirtschaft von der Kultur. Kultur im jeglichen Sinne, der je spezifischen Lebensweise der Menschen. Das gilt auch noch in der globalisierten Gesellschaft.

Es ist sicher richtig, dass Mc Donalds die Kultur - in diesem Falle in erster Linie die Esskultur, aber auch noch mehr - fast auf der ganzen Welt verändert hat. Aber selbst Mc Donalds musste sich bis zu einem gewissen Grad den jeweiligen regionalen Kulturen anpassen; hat nicht überall das Gleiche anbieten können.

Man spricht heute sehr viel von der Einbettung der Wirtschaft, und ich denke, das Bett der Wirtschaft ist nichts anderes als die jeweilige Kultur. Kultur als Standortvorteil, wie es eben auch schon bezeichnet wurde. Es scheint mir also nicht sehr sinnvoll,

Wirtschaft und Kultur gegeneinander antreten zu lassen, und wenn dann ist nicht einmal von vornherein klar, dass die Wirtschaft als Sieger daraus hervorgeht.

Lassen Sie mich das durch eine kleine Geschichte demonstrieren - eine Geschichte aus einer großen Mittelstadt. Es handelt sich nicht um Esslingen, aber, ich meine, es hätte sich auch um Esslingen handeln können.

Dort war am Rand der Innenstadt eine lukrative Hightec-Schmiede angesiedelt, die sich ausdehnen wollte. Aber der Platz für die Erweiterung war bereits für einen Anbau der städtischen Bibliothek vorgesehen. Es kam zu einer Kontroverse im GR, auch in der Bevölkerung der Stadt, und die Mehrheitspartei war für die wirtschaftliche Konsolidierung. Sie versuchte auch, die Bürgerschaft zu mobilisieren und lud eines Tages zu einer Abendveranstaltung in eine Gaststätte ein.

Am Morgen des betreffenden Tages erhielt der Gastwirt einen Anruf, es komme ein Kunstmaler vorbei, der ein Begrüßungstransparent gestalten werde, und dem Gastwirt wurde der Text mitgeteilt, auf den man sich geeinigt habe, nämlich „Wirtschaft statt Kultur“. Am Abend strömten die Leute. Sie waren alle sehr interessiert. Der Wirt stand strahlend unter der Tür, und über ihm hing ein Transparent, auf dem stand: „Wirt schafft Stadtkultur“.

Das war nicht nur eine ironische Korrektur der plumpen Parole, es ist auch ein Hinweis darauf, dass Kultur nicht erst dort vorhanden ist, wo gemischte Chöre auftreten und wo Abendkleider promenieren, sondern Kultur ist auch eine sehr viel alltägliche Form, eine elementare Form unseres Daseins.

Der neue falsche Spruch zeigt die simple Verflechtung von Kultur und Wirtschaft, die nicht erst im Mercedes Museum zum Ausdruck kommt, sondern die dem Gesicht einer Stadt in allen Teilen eingeschrieben ist. Dass eine Wirtschaft – in dem Fall eine Gastwirtschaft – einen kulturellen Beitrag leisten kann. Schon durch den banalen Betrieb wird spätestens dann deutlich, wenn irgendwo eine Kneipe dicht macht. Auf dem Dorf kommt es dann gelegentlich zu einem sozialen Infarkt, aber auch in der Stadt hat es oft erhebliche Auswirkungen für ein Stadtviertel oder für eine bestimmte Population.

Wenn die Stadtkultur als eine spezifische Form verstanden wird, dann liegt es nahe, sie gegen die ländliche Kultur abzugrenzen. Es ist heute eine eher idealtypische Opposition, weil ja inzwischen auch das Land weithin urbanisiert ist. Aber für das alte Dorf gilt, dass die Bevölkerung weitgehend homogen war. Sie hatte einen festen kulturellen Horizont, in den sich alle Bewohner einfügten - einfügen mussten. Es gab einheitliche Normen, denen alle unterworfen waren, angefangen schon mit der Sprache. Sie kennen alle die Geschichten, in denen man sich lustig macht über diejenigen, die aus der Stadt zurückkommen und die falsche Ansprüche aus der Stadt mitbringen. Ich habe mir das Hochdeutsche so angewöhnt, dass ich es gar nicht mehr lassen kann. Für das alte Dorf ist es bezeichnend, dass nicht nur jeder jeden kannte, sondern dass auch alle von allen alles oder fast alles wussten. Es gab keine Abschließung.

In einem Bauernhaus in der Nähe von Tübingen beschloss das junge Paar, eine Tür einzubauen. Eine moderne Tür, damit die Nachbarn nicht ständig hereinplatzten. Als der junge Bauer die Arbeit abgeschlossen hatte und die Tür von innen schloss, tippte ihm von hinten einer auf die Schulter und sagte „gute Arbeit“. Es war der Nachbar, der durch den Garten und durch den Keller gekommen war. Die Trennung zwischen privat und öffentlich hat es auf dem Dorf praktisch nicht gegeben. Für die städtische Kultur dagegen ist diese Trennung charakteristisch. Die Privatsphäre ist ein wichtiger Rückzugsort vom öffentlichen Raum, in dem, im Gegensatz zum Land, Unbekanntes vorhanden ist, und in dem es mehr Distanz und auch mehr Unsicherheit gibt.

Das bedeutet keine Einheitlichkeit, keine Homogenität. Es gibt getrennte Biotope, und die sind ihrer Mischung zu anerkennen, zu charakterisieren. Ihre Vielfalt, ihre Mannigfaltigkeit bestimmt die Stadtkultur.

Die Pluralität, die damit anvisiert ist, ist in verschiedenen Dimensionen zu verfolgen. Zunächst auf einer Zeitachse.

Zur Mischung in der Stadtkultur gehört die historische Verpflichtung. Was aus der Vergangenheit überliefert ist, muss respektiert werden, ohne dass es zu einem leeren Traditionalismus führt, der dem Neuen das Recht versagt.

Vorher schon ist von der Denkmalwoche im Herbst die Rede gewesen. Seit einigen Tagen ist das Programm vorhanden. Für den Tag des offenen Denkmals, für den manch andere Stadt mühsam einige wenige Angebote zusammenkratzen muss, sind in Esslingen fünf oder sechs Dutzend Themen, Rundgänge und Führungen angesagt. Von St. Dionys, dem Alten Rathaus, der astronomischen Uhr, bis hin zum Backhaus in Zell. Alles Schmuckstücke mit einer starken historischen Aufladung und Teile einer Erinnerungskultur, die die Gegenwart rettet. Aber nicht nur die Fülle, sondern die Mischung macht es. Dem historischen Arsenal stehen kulturelle Anstrengungen gegenüber, die ganz auf die Gegenwart zielen, auch mit einem Anflug von Zukunftsperspektiven. Ich denke etwa an die Foto-Triennale, ich denke an die wechselnden künstlerischen Ausblicke im Bahnwärterhaus, an die LesART, an Jazzkeller und an Open Air auf der Burg. Das soll keine Auflistung sein - dazu bin ich nicht in der Lage - sondern nur eine konkretisierende Andeutung.

Eine zweite Dimension, in der sich das Konzept der Mischung bewahren muss, ist die räumliche.

Die Stadt ist eine gegliederte plurale Einheit. Als vor einigen Jahrzehnten die Gemeindereform eingeführt wurde, die vielen Ortschaften ihre Selbstständigkeit kostete, herrschte bei den Planern am grünen Tisch, aber auch in vielen Stadtzentren, die Vorstellung, dass nun gewaltige kulturelle Synergieeffekte entstehen. Eine Summierung der vorher zerstörten Kräfte zu mächtigen Laienchören, zu schlagkräftigen Sportvereinen usw. und damit zu einer Aufwertung der Zentrale.

Mit Verwunderung hat man dann festgestellt, was eigentlich selbstverständlich war, dass nämlich der politische Bedeutungsverlust in den Ortschaften eine Kompensation im kulturellen Bereich gefordert und gefunden hat. Die Ortsidentität wurde bewahrt und gepflegt aus Gründen der Tradition, aber auch aufgrund des aktuellen Bedarfs an Selbstständigkeit. Stadtkultur ist immer auch Stadtteilkultur. Inzwischen hat man weit in eine Balance gefunden, und ich denke, dass spezielle mobile Einrichtungen - vorher wurde der Bücherbus erwähnt – auch wenn sie im gesamten Kulturtableau kaum ins Gewicht fallen, eine besondere Bedeutung haben.

Im weiteren Maßstab gibt es ja eine zwar nicht gleiche, aber ähnliche Problematik im Verhältnis der Stadt zur Region und zu deren Zentrum. Stuttgart ist gut erreichbar. Das fordert eine Abwägung der jeweiligen Angebote und Möglichkeiten. Aber die Selbstständigkeit, die Autarkie, ist ein historisches Erbe, das nicht preisgegeben werden darf. Diese Selbstständigkeit führt letztlich auf die Zeit zurück, in der die südwestdeutsche Landkarte einem Flickenteppich ähnlich war. Im Allgemeinen wird das mit negativen Vorzeichen versehen. Es ist von Zersplitterung, von Zerfaserung die Rede, aber es wird darüber leicht vergessen, dass nur so die vitalen, die auch kulturell vitalen, Gemeinwesen entstehen konnten, die bis heute diese Potenz behalten haben. Schon im Verlauf des 19. Jahrhunderts war Esslingen eine Stadt, von der wichtige kulturelle und auch kulturpolitische Impulse ausgingen. Hier waren die ersten schwäbischen Sängerverbände, von hier ging die Turnbewegung des Landes und sogar der

ganzen Nation aus, so dass sich hier Kultur und Politik ergänzten.

Es scheint mir kein Grund, diese Potenz durch Verkehrsverbindungen nach Stuttgart zu ersetzen, so wichtig diese auch für ein funktionierendes Miteinander innerhalb der Region sind. Was das Gesicht der Stadt selber anlangt, so ist in Rechnung zu stellen, dass es immer mehr Räume in den Städten gibt, die rein funktional bestimmten Aufgaben zugewiesen sind und die kaum Freiheiten der Raumeroberung, des Verweilens und der nicht funktionalen Nutzung erlauben.

Der französische Anthropologe Marc Augé hat diese abgesperrten Behördenbezirke, die Supermärkte, die Einkaufsmeilen, an die dabei zu denken ist, als Nichtorte bezeichnet, und es gibt viele solche Nichtorte am Rande der Städte.

Daraus ergibt sich eine doppelte Forderung, dass nämlich in die Überlegungen zur Stadtkultur auch die Ränder einbezogen werden, mit ihren baulichen Problemzonen. Es gibt heute ja kaum mehr Städte, denen man sich nicht nähert, als bewege man sich auf einem Highway vor einer texanischen Stadt.

Zum anderen aber, ist es auch wichtig, dass die Innenstädte mit ihren Plätzen attraktiv und begehbar gehalten werden. Eine kleine Untersuchung über die Stuttgarter Plätze hat den Titel „Platztheater“ gefunden. Das war nicht negativ gemeint, nicht so, dass ein Theater um die Plätze gemacht wird, sondern so, dass alle Plätze Bühnen eines alltäglichen Theaters sind. Orte des Sehens und Gesehenwerdens. Sehen und Gesehenwerden, wir denken dabei zu schnell an Superstarinszenierung oder auch an das aufwändige Promenieren der so genannten besseren Gesellschaft. Aber das Dabeisein und das Bedürfnis, bemerkt zu werden, ist unabhängig von elitären Milieus. Darin liegt übrigens auch der Reiz der großen Stadtfeste (Zwiebelfest, Bürgerfest, Esslinger Herbst). Das ist eine Szene, in der die Mischung vorgegeben ist und in der die Beteiligten selbst für die Balance sorgen, so lange sie die Balance halten können.

Eine weitere Dimension, in der eine Mischung vorgegeben ist und in der Balance anzustreben ist, ist das soziale Gefüge, von dem eben schon ausführlich die Rede war. Es ist ein so weites Feld, dass ich es bei Andeutungen belassen möchte:

Vor einigen Jahrzehnten machte die Parole „Kultur für alle“ die Runde. Dieses Wort „Kultur für alle“ gilt nach wie vor. Die naive Hoffnung allerdings, dass für alle der Weg zur großen Kunst ohne weiteres zu ebnen sei, erwies sich als zu trügerisch. Aber das, was man als Schwellenangst bezeichnet, ist doch wesentlich zurückgegangen, unter anderem auch deshalb, weil für die kulturellen Veranstaltungen fast nur noch in Bayreuth gilt, dass sie sich auch um die Demonstration sozialer Abstände handelt. Wenn das offene Hemd und die Sandalen fast allgemein als Ausgehanzug akzeptiert werden, dann sind die Möglichkeiten der Distinktion, des kulturellen Imponiergehabes, wesentlich kleiner geworden.

Wichtiger ist aber wohl, dass es ganz verschiedene lebendige kulturelle Aktivitätsbereiche gibt, und dass alle ihre Aktivisten und ihr Publikum finden; die kleinen Theater neben der großen Bühne; die vielen kleinen Musik- und Gesangstruppen neben den professionellen Orchestern; die kleinen Galerien neben den zentralen Ausstellungsorten.

Eine besonders entschiedene soziale Ausweitung ist vor allem die Jugendszene.

Aber das war nicht das, was man unter dem etwas problematischen Begriff Soziokultur langsam aber sicher hochgezogen hat und was inzwischen ein beachtliches Feld erobert hat, oft übrigens gegen Widerstände aus den Kreisen der etablierten Kultur.

Zur geforderten sozialen Mischung gehört im Übrigen auch die Sensibilität für kulturelle Geschlechtsunterschiede. Eine wichtige, hier nur zu streifende Forderung scheint mir in diesem Zusammenhang zu sein, dass eine Stadt begehbar und offen auch für Frauen bleibt; dass deren Ängste ernst zu nehmen sind; und dass sie nicht nur über die

Kriminalitätsstatistik zu parieren sind, also in dem Sinn „so schlimm sei es ja nun gar nicht“.

Und auch die Rücksicht auf die verschiedenen Generationen gehört zur nötigen Mischung. In den Medien ist z.B. sehr viel von Singles die Rede, und man denkt dabei im Allgemeinen an ein munteres und etwas libertäres Treiben von jungen Leuten. Aber die Singles der Statistik haben vielfach wenig zu tun mit der Ledigenkompanie, die früher beim Schwörtag anwesend war. Es sind nicht zum ganz kleinen Teil 70jährige Witwen, und ich denke, dass eben auch diese Alten, ebenso wie die Kinder, einen besonderen kulturellen Anspruch haben.

Es gibt noch eine ganze Reihe anderer vorhandener oder erwünschter Mischungsverhältnisse in der städtischen Kultur. Da ist etwa die Mischung zwischen E und U. Das sind Kürzel aus der Musikszene, die aber auch sonst gelten. E wie Ernst, U wie Unterhaltung. Beides hat sein gutes Recht. Hierher gehört auch die Mischung, die eben schon angesprochen wurde, zwischen laut und leise, die ohne ein geschicktes Austarieren und Ausbalancieren oft zu heftigen Auseinandersetzungen führt. Es scheint mir klar, dass das Privileg des Wohnens in der Innenstadt eine größere Lärmtoleranz erfordert, aber es ist auch klar, dass hier Grenzen gesetzt werden müssen.

Ich will es bei diesen Andeutungen belassen, will aber über eine weitere Dimension wenigstens ein paar Sätze verlieren, nämlich die ethnische Dimension; die Frage der Nationalitäten, des Migrantenhintergrunds, der ja nicht immer im Hintergrund bleibt. Inzwischen haben wir es in den meisten Mittelstädten und Großstädten mit einer ungeheueren Vielfalt der Nationalitäten zu tun. Fast überall wird gemeldet, dass sich die Zahl der Nationalitäten um die 100 oder über 100 bewegt.

Schon allein aufgrund dieser Vielfalt scheint es mir relativ klar zu sein, dass es kein Patentrezept für die gewünschte Integration geben kann, schon gar nicht über eine normierte Gesinnungsprüfung. Ein Vertreter des türkischen Konsulates hat dieser Tage gesagt, „eine Pflanze wächst nicht schneller, wenn man an ihr zieht“.

Ich denke, zu ergänzen ist, dass die Pflanze Humus braucht, dass es eine Basis braucht für die Integration, und dabei sind wir Einheimischen gefragt.

Ein Geduldsspiel freilich ist es auch dann. Man sollte nicht vergessen, dass lange Zeit die Anwesenheit der Zuwanderer ignoriert wurde. Auch das war übrigens ein untauglicher Versuch, Wirtschaft und Kultur zu trennen, indem man die Gastarbeiter lediglich als Wirtschaftsfaktor betrachtet hat. Dann kam es zu der naiven fröhlichen Erwartung, dass über Sirtaki und Zaziki eine Integration erfolgen könne.

Inzwischen ist man zurückhaltender geworden und ist sich darüber im Klaren, dass es sich dabei um einen langsamen Prozess handelt. Es ist heute so viel von Parallelgesellschaften die Rede, und ich denke, man sollte das nicht dämonisieren. Parallelen führen immerhin in die gleiche Richtung und stoßen nicht zusammen. Und es gab auch bei den Einheimischen, bei den Biodeutschen, durchaus verschiedene Parallelgesellschaften.

Dass die Migrantenfamilien, dass auch ärmere deutsche Familien, unterrepräsentiert sind in der Ausübung der Nutzung von Stadtkultur, das allerdings ist zu betonen. Wo übrigens Zusammenstöße erfolgen zwischen den verschiedenen kulturellen Hintergründen, da, denke ich, sollten sie nicht als Religionskrieg stilisiert werden, sondern als Gegensatz eines uraufklärerischen Traditionalismus und eines liberalen Menschenbildes, und diese Auseinandersetzung gibt es nicht nur bei uns, sondern gibt es auch in der Türkei.

Aber was für die Stadtkultur bedeutsam ist, und was ich am Ende unterstreichen möchte und mich damit, wie mit manch Anderem, dem anschlieÙe, was Herr Oberbürgermeister Dr. Zieger gesagt hat, das ist die Tatsache, dass die ärmeren deutschen Familien ebenso wie die Migranten unterrepräsentiert sind in der Ausübung und Nutzung von Stadtkultur. Dass sich die soziale Schere immer mehr öffnet, das wirkt sich auch kulturell verheerend aus.

Es droht eine wachsende Segmentierung in den Wohnverhältnissen, in den Bildungschancen und in der kulturellen Teilhabe. Wenn Kultur als Thema vorgegeben wird, dann ist damit sehr oft die Erwartung verbunden, dass es um schöne Dinge geht und nicht um Politik. Und man kann sicherlich auch freitags Sonntagsreden halten. Aber, ich meine, das ist ein Punkt, der nicht übergangen werden darf und den ich deshalb auch bewusst ans Ende setze.

Die Berechnung, dass man von drei Euro am Tag oder etwas weniger genug zu Essen kaufen kann - von einem Berliner Minister im Fernsehen mit Brotscheiben, Wurstscheiben und Joghurt demonstriert - ist in sich obszön. Und sie ignoriert, dass die Betroffenen mit ihren Kindern abgeschnitten sind von simplen Möglichkeiten der Bildung und der Kultur. Sie sind mehr oder weniger zurückgeworfen, sind bestenfalls zurückgeworfen auf das kulturelle Fast Food vom Fernsehen, können aber wenig Anteil nehmen an der lebendigen Stadtkultur.

Kultur ist nicht nur, aber Kultur ist auch ein Ausdruck politischer Vorentscheidungen, auch solcher, die nicht unbedingt zur engeren Kulturpolitik gehören. Ich bin mir darüber im Klaren, dass die Probleme, die ich damit anschneide, den kommunalen Horizont übersteigen, aber sie reichen in diesen kommunalen Horizont herein. Und ich denke, insgesamt gilt, was der vorher schon zitierte französische Anthropologe Marc Augé gesagt hat: „Man mache eine gute Politik und alle Orte könnten wieder in Chansons besungen werden“.

Ich weiß, dass Esslingen schon ziemlich chansonfähig ist, und ich kann nur wünschen, dass es so bleibt und dass die Stadtkultur vielleicht noch beschwingter wird, so dass die Rede von den Mittelmeerschwabern spätestens 2027 vollends eingeholt werden kann. Ich danke Ihnen.